

DFC

11-11/fragment/page=0004

DFG



Trilby.

Roman von George du Maurier.

Deutſch von Marg. Jacobi.

12)

Svengali bewarb ſich kühner um ihre Gunſt. Die ſcheinbare Demuth, mit der er vor ihr im Staube kroch, war lauter Hohn und Bitterkeit; ſein Scherz war fürchterlich, wie das Spiel der Raze mit der Maus — eine ganz unheimliche Raze, lang, hager, ſchmutzig und klebrig, ſchwarz, geſpenſtiſch und widerwärtig im höchſten Grade; mit dünnen, ſpigen, ſpinnenartigen Krallen. Vielleicht iſt ein ſolches Thier gar nicht wirklich vorhanden, ſondern nur die Ausgeburt böſer Träume.

Es war ihm höchſt ärgerlich, daß ſie ihren nervöſen Augenſchmerz nicht wieder bekommen hatte. Sie litt zwar nach wie vor daran, verſchwieg es aber, denn ſie wollte ihn lieber ertragen, als bei ihm Heilung ſuchen.

Wie zum Scherz pflegte er ſie mit den Augen zu magnetiſiren; näher und immer näher rückte er heran, den Blick mit finſterer Gewalt auf ſie gerichtet; wenn er dann die Hände mechaniſch vor ihrem Geſicht hin und her bewegte, zitterte und bebte ſie vor Grauen am ganzen Leibe; ſie fühlte, daß der Bann ſich wie ein Alp auf ſie niederſenkte, und nur mit der größten Anſtrengung gelang es ihr, ſich zu befreien.

War Taſſy zugegen, ſo legte er ſich ins Mittel. „Daß das bleiben, alter Junge,“ ſagte er, und klopfte dabei Svengali ſo vertraulich auf den Rücken, daß er wohl eine Stunde lang huſten mußte und ſeine magnetiſche Kraft die ganze Woche über gelähmt blieb.

Das Glück war Svengali damals hold. Er ſpielte mit Sexto in den drei großen Konzerten und fand einen wohlverdienten Beifall. Dann gab er ſogar ein eigenes Konzert, mit dem er Furore machte, worauf er ſich ſofort einen wunderſchönen koſtbaren Anzug kaufte, deſſen Farbe, Muſter und Schnitt ſo eigenthümlich waren, daß die Leute auf der Straße ſtillſtanden und ſich nach ihm umſahen, wenn er darin einherſtolzierte kam — das freute ihn unbeſchreiblich. Er hielt ſich nun für einen gemachten Mann, blieb Schneidern, Gutmachern, Schuſtern und Juwelieren die Bezahlung ſchuldig, gab aber auch nichts von dem Geld zurück, das er bei ſeinen Freunden geborgt hatte. Er trug die Taſchen immer voll Zeitungsausſchnitte, lauter Beſprechungen über ihn und ſein Spiel, die er aus den verſchiedenen Tagesblätter ſammelte und ſeinen Bekannten vorzuleſen pflegte. Beſonders oft bekam ſie Trilby zu hören, wenn ſie auf dem Tritt ſaß und Socken ſtopfte, während das Fächeln und Bogen im Gange war. Dann legte er ihr ſeinen Ruſſum und ſein Glück zu Füßen, unter der Bedingung, daß ſie ihm ihr Leben widme.

„Ach Himmel, Trilby,“ rief er, „weißt du denn gar nicht, was es heißt, ein großer Muſiker zu ſein, wie ich? Dein kleiner Billy, der mit ſeinen ſtinkenden Delfarben ſtockſtumm im Winkel ſitzt, den Maſtock und die Palette in der einen Hand, den kleinen Schweinsborſtenpinſel in

der andern — was macht denn der für Lärm in der Welt? Wenn ſein dummes kleines Bild fertig iſt, ſchickt er es nach London, wo man es an die Wand hängt, neben alle andern — alle in eine Reihe, wie Rekruten bei der Muſterung — und die Leute gehen daran vorüber, gucken es an, gähnen und ſagen: „Hol's der Hentſer!“ — Seht aber Svengali nach London, ſo erſcheint er ſelbſt. Ha! ha! Ganz allein ſitzt er auf dem Podium und ſpielt wie kein anderer Menſch ſpielen kann. Und die ſchönen Engländerinnen kommen zu Hunderten, ſehen ihn, hören ihn und verlieben ſich in ihn bis zum Wahnsinn. Alle die Baronellen, Komteſſen und durchlauchtigſten hohen Prinzeſſinnen verlieren ihre Hoheit und Würde, wenn ſie Svengali zuhören. Sie laden ihn zu ſich ein in ihre Paläſte und zahlen ihm tauſend Franken, damit er ihnen vorſpielt. Hernach ruht er bequem auf dem weichſten Armſeſſel aus und ſie ſigen um ihn her auf Fußſchemeln, bringen ihm Thee mit Rum, Kuchen und marrons glacés, beugen ſich über ihn und fächeln ihm Kühlung zu, denn er iſt müde, wenn er ihnen Chopin vorgeſpielt hat für tauſend Franken. Ha! ha! ich weiß, wie es Alles kommen wird — nicht?

„Aber er hat für ſie Alle keine Augen; er ſchaut nur nach innen und träumt — und von wem träumt er? — Nur von Trilby — daß er ſein Talent, ſeinen Ruhm und ſeine tauſend Franken niederlegen will zu ihren ſchönen, weißen Füßen.“

„Die dummen, großen, biden, ſackköpfigen Chemänner möchten vor Eiferſucht plagen und ſich mit ihm bogen. Aber die ſchönen Engländerinnen — ach, ſie rechnen es ſich zur Ehre, ſeine Hemden zu flicken, ihm Knöpfe an die Weinkleider zu nähen und ſeine Socken zu ſtopfen; gerade wie Du es jetzt für den blödsinnigen Schotten thuſt, der in ſeiner heiligen Dummheit fortwährend Toreadore malt, oder für den heißblütigen, dickköpfigen Stier von einem Engländer, der immer verſucht, wie er ſich ſchmutzig machen kann, um ſich dann wieder reinzuwaſchen — o da capo!

„Himmel, was für Rieſenſocken ſind das — wahre Kartoffelſäcke!

„Sieh nur 'mal Deinen Taſſy an! Etwas Beſſeres kann er nicht, als große Muſiker mit ſeinen Värentagen zur Kurzweil auf den Rücken ſchlagen! Der Tollpaſch! . .

„Und mit den Franzoſen iſt es ebenſo — die eingebildeten, verfluchten Kerle — Durien, Barizel, Bouchardy und wie ſie Alle heißen! Worn redet denn ein Franzoſe überhaupt — hein? Nur von ſich ſelber; anderer Leute Verdienſt läßt er nicht gelten. Seine Eitelkeit iſt rein zum Uebelwerden. Immer glaubt er, die Welt dreht ſich nur um ihn. Der Narr vergißt, daß Svengali noch da iſt, um von ſich reden zu machen! Ja, ja, Trilby, ich bin es, von dem alle Welt ſpricht — ich, ich ganz allein; Niemand ſonſt als ich, ich und noch einmal ich!

„Höre nur, was der Figaro ſchreibt.“ (Lieft den Artikel.)

„Nun, was ſagſt Du dazu, was? Was gäbe wohl Dein Durien darum, wenn man ſo über ihn ſchriebe?

„Aber Du hörst mir ja gar nicht zu, Sapperment! Du große Narrin, Du dumme Gans! Suchst nach den Schornsteinen draußen, während Svengali redet! Donnerwetter noch einmal! Sieh lieber tiefer unten nach den Häusern auf der andern Seite des Flusses. Da steht ein häßlicher kleiner Bau, und drinnen sind acht schräge Messingtafeln, alle in einer Reihe wie die Betten in einem Schlaftaal. Auf einer der Tafeln wirfst Du eines schönen Tages liegen und todt sein — Du, Trilby, die Du auf Svengalis Worte nicht hören wolltest und ihn für immer verloren hast! . . . Eine Lederschürze wird man über Dich breiten, und aus einem Messinghahn über Deinen Kopf wird Tag und Nacht, fort und fort, kaltes Wasser über Deinen schönen Leib rieseln; von oben herab bis zu Deinen reizenden weißen Füßen, die zuletzt ganz grün werden. Drip, drip, drip, tropft das Wasser aus den nassen, ärnlichen, mit Schlamm bedeckten Lumpen, die über Dir von der Decke hängen, damit Dich Deine Freunde wieder erkennen. Doch es kommen keine Freunde, denn Du hast keine . . .

„Von außen aber schauen allerlei Leute durch die großen Spiegel Fenster herein — Engländer, Lumpensammler, Maler, Bildhauer, Arbeiter; auch alte runzelige Waschfrauen, und sagen: „Was muß das für ein schönes Weib gewesen sein! Seht sie nur an! Die sollte als vornehme Dame in ihrem prächtigen Wagen durch die Straßen rollen, und nun liegt sie hier! Und während sie noch reden, kommt ein schöner Wagen gefahren, mit feurigen Rossen bespannt, in dem sitzt Svengali im warmen Pelzrock und raucht eine Havanzigarre. Er springt heraus, stößt die Gans alle bei Seite und ruft: „Ha, was sehe ich, das ist ja die große Trilby, die nicht auf Svengali hören wollte; die nach den Schornsteinen sah, wenn er ihr seine Liebe, sein ganzes Mannesherz darbot, und —“

„Zum Fenster, Svengali! Was reden Sie denn da Trilby für Zeug vor! Sehen Sie denn nicht, daß ihr ganz übel und weh davon wird. Hören Sie auf und gehen Sie ans Klavier, sonst klopfe ich Ihnen wieder freundschaftlich auf den Rücken, daß Sie genug haben sollen.“

Auf solche Weise machte der dickköpfige Stier von einem Engländer Svengalis Liebeserklärungen ein Ende und half Trilby aus mancher Noth. Denn Taffy verstand es, Svengali in Schrecken zu setzen. Ohne eine wiederholte Aufforderung abzuwarten, ging er ans Klavier, schlug ein paar schrecklich mißtönende Akkorde an und sagte: „Komm, liebe Trilby, singe mir den Volkt vor! Mich düstet danach, Deine schönen Brusttöne zu hören!“

Die arme Trilby ließ sich nicht lange bitten, sondern trug das Gesangsstück zum größten Unbehagen des kleinen Billy auf ihre ohrenzerreißende Weise vor. Durch Svengalis Begleitung wurde die Disharmonie noch verschärft und auch sein ermunternder Zuruf: „Sehr schön, das ist sehr schön!“ besserte nichts daran.

Zum Schluß versuchte er noch allerlei Proben mit ihrem Gehör. Er schlug das mittlere C an und das F derselben Oktave, dann fragte er sie, welches höher sei, aber sie erklärte, es wäre eins wie das andere. Nur wenn er eine Note im tiefen Bass und die andere oben im Diskant angab, merkte sie den Unterschied und sagte, das eine klinge wie das Gejunkt des père Martin mit seiner Frau und die andere wie die Stimme ihres kleinen Pathen, der Frieden zwischen ihnen stiften wollte. Ohne eine Ahnung davon zu haben, war sie vollkommen unmusikalisch. Svengali aber fuhr fort, ihr die übertriebensten Schmeicheleien zu sagen, bis Taffy es nicht länger mit anhören konnte.

„Na, warten Sie,“ rief er, „nun sollen Sie uns einmal ein Lied singen!“

Dabei figelte er ihn so entseztlich zwischen den Rippen, daß Svengali zu heulen und sich zu krümmen begann, als läge er in Krämpfen.

Sobald er sich wieder erholt hatte, wollte er sein Mütchen fühlen und fing an, den kleinen Billy zu necken. Er hielt ihm die Arme auf dem Rücken zusammen und drehte ihn im Kreise herum.

„Himmel!“ rief er, „das soll ein Arm sein, — er hat Muskeln wie ein Mädchen!“

„Zum Malen ist mein Arm stark genug,“ sagte der kleine Billy.

„Und das soll ein Bein sein; so dünn wie ein Malstock.“

„Sie bekommen einen tüchtigen Fußtritt, wenn Sie mich nicht loslassen.“

Der kleine Billy schlug kräftig mit den Fäßen aus und traf das Schienbein des Deutschpolen; dieser wollte eben Wiederergeltung üben, als der große Taffy ihn von hinten zu packen bekam. Die Töne, die der Musiker nun von sich gab, klangen noch weit unharmonischer als Trilbys — und daß er es nicht wagte, sich gegen Taffy zur Wehre zu setzen, versteht sich von selbst.

Svengali war wirklich unausstehlich; nur um der Musik willen konnte man seine Gegenwart dulden. Zu seinem Vergnügen ärgerte, schreckte und ängstigte er ohne Unterlaß Alles, was kleiner und schwächer war wie er — sei es Mensch oder Thier, Frau oder Kind; selbst eine Maus oder eine Fliege zu quälen, machte ihm Spaß.

Dritter Theil.

Ende September, an einem schönen Montag Morgen gegen elf Uhr, saßen Taffy und der Laird im Atelier ihren Bildern gegenüber. Sie rauchten, sie strichen sich mit der Hand das Knie und Keiner sagte ein Wort. Daß es Montag war, lastete noch noch schwerer als gewöhnlich auf ihren Lebensgeistern, denn die drei Freunde waren erst am vergangenen Abend von einem acht-tägigen Aufenthalt in Barbizon und dem Wald von Fontainebleau heimgekehrt. Im Kreise der dortigen Maler, zu denen Millet, Rousseau, Coro, Daubigny zählten, und Andere, deren Namen heute schon fast vergessen sind, hatten sie eine entzückende Woche zugebracht. Der kleine Billy besonders war von dem freien Künstlerleben in Blousen, Holzpantoffeln und riesig großen Panamahüten so berauscht, daß er sich selbst und seinen Freunden feierlich gelobte, auch er werde sich eines Tages dort ganz niederlassen, den Wald nach der Natur malen, ihn mit den Gestalten seiner Phantasie bevölkern und gesund und froh im Freien hausen. Bei einfachen Bedürfnissen und hohem Streben sollte das ein Götterleben werden!

Endlich brach Taffy das Schweigen: „Mit der Arbeit wirbts heut' doch nicht flecken,“ sagte er; „ein Gang durch den Luxembourg-Garten nebst einem Imbiß im Café de l'Odéon wäre mehr nach meinem Sinn. Die Dmeletten sind dort gut und der Wein nicht blau.“

„Ich wollte gerade denselben Vorschlag machen,“ meinte der Laird.

So zog denn Taffy seine alte Schützenjoppe an und stülpte sich die Grickekmütze verkehrt auf den Kopf, mit dem Zipfel nach innen. Der Laird aber setzte den zerknitterten Strohhut auf welchen sie bei ihrem Einzug im Atelier vorgefunden hatten, und schlüpfte in Taffys alten Ueberrock, der ihm bis auf die Fäßen herabhing. So angethan, schlenderten sie in den warmen Sonnenchein hinaus nach Carrels Atelier, denn sie wollten den kleinen Billy von der Arbeit fortlocken, damit er sich mit ihnen der Faulheit, Gefräßigkeit und allgemeinen Demoralisation ergebe.

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Sommermoden.

Von Cyprienne.

Farbenprächtig, wie die reisende Natur sich in diesen Tagen des Frühsummers schmückt, glänzt und leuchtet es auch hinter den Schaufenstern der Bazarre hervor, in denen die für Sommertoiletten bestimmten Herrlichkeiten im buntesten Flor sich präsentiren und ihrer Käuferinnen harren. Hoffentlich zeigt der Wettergott in dieser Saison der ihm an Launen bedenklich ebenbürtigen Frau Mode ein freundlicheres Gesicht, als in dem sogenannten Frühling, der hinter uns liegt; denn was nügen die düftigsten und zierlichsten Schöpfungen der Kleidermacherkunst, wenn sie nicht getragen oder durch Regenschirme und ähnliche Schutzhüllen den bewundernden Blicken entzogen bleiben? —

An Sommerstoffen in Wolle sieht man Mohair, Rajasmit und Alpaka bevorzugt, dann den stets beliebten Mousseline de laine in großen und kleineren Mustern und verschiedenen Farbenstellungen, sowie Grenadines und Etamines, die, mit farbiger Seidenunterlage und Ausputz von Band in gleicher Farbe der durchsichtigen Seide, reizende Effekte erzielen. Von Seidenstoffen sind auch für die diesjährige Sommersaison Bengaline, Pongée und Foulard sehr beliebt. Man wählt sie in farbigem, rothem, lila oder grünem Grund mit Streifen, keinem Klein, Blumenmustern in hellen und dunklen Farben, persischen Mustern, schottischen Karos, großen, verschlungenen Druckmustern in weiß oder hellgrün. Nach Faillie mit Chino-Brochurung ist ebenfalls große Nachfrage. Bei den meisten Sommerstoffen, namentlich aber bei Seide, sind die großen Muster vorherrschend.

Reich, wie immer, ist auch diesmal wieder die Auswahl an Wäschstoffen: Batiste, englische Organdis mit schönen Fantasie- und Blumenmustern auf dichtem und durchbrochenem Gewebe, dann die praktischen belgischen und englischen Kinderleinen in sera, mode, grün oder blau, mit oder ohne farbige Seidenkaros und Streifen. Als tonangebende Modifarbe ist noch immer grün zu bezeichnen. Diese Farbe, die schon vor mehreren Jahren große Triumphe feierte, ist auch jetzt wieder die bevorzugteste. Neben grün sind ein rötliches lila, sowie besonders roth in allen Schattungen, namentlich fuchsenroth, die modernsten Farben.

Ueberhaupt ist es eine ausnehmend bunte Saison, in die wir eintreten. In früheren Zeiten hieß es wohl: „Roth und grün ist Narrentracht, wer sie trägt, wird ausgelacht.“ Das ist heute, am Ende des Jahrhunderts, anders; da werden schlechterdings alle möglichen und unmöglichen Farben zusammengepöckelt, in Kleiderstoffen, Besatzartikeln und gar erst auf den Hüten! Hüte im grellsten Roth sind mit Grün, und umgekehrt, grüne, so recht giftgrüne Hüte, sieht man mit glühendem Roth garnirt. Um das beliebte bunte Allerlei noch mehr hervorzuholen, werden dann außer Band, Tüll und Spitzen noch möglichst verschiedene Blumen dazugegeben. Rosen, Maiglöckchen, Bergklee, Veilchen, Krokus, Moosblumen u. A. m., die richtige Gartenbau-Ausstellung. Indessen, es steht ja jeder Dame frei, der Mode zu folgen, so weit sie will und es ihr zusagt. Gerade bei den Sommertoiletten ist dem persönlichen Geschmack die beste Gelegenheit geboten, sich frei zu entfalten.

Neben den bunten, oft überladenen Hüten sieht man auch recht hübsche einfache Strohhüte mit breitem Rand, auch Rembrandtfagon, ebenso Wagnertöpfe mit breitem Rand aus weichem oder farbigem, meistem Strohgeflecht, mit einfacher Garnitur aus schottischem einfarbigem oder changeant-Band, glatt um den Hut gelegt, an der linken Seite durch ein hochstehendes Bouquet oder einige Band-schleifen ergänzt. Ältere Damen haben die Auswahl in reizenden Kapotten oder Toquefagon aus Goldborduren, Strohgeflecht u. s. w., freilich sind auch diese Hüte oft derart mit Blumen überladen, daß man von den eigentlichen Fagons nichts mehr sieht. Als Bindeband wird meistens schmales Seidenband gewählt, Sammetband ist weniger modern.

Für Schleier wählt man mit Vorliebe den weißen oder crème Affusionstüll, daneben die farbigen Tüllschleier mit Chenilletupfen oder Bordüren. Die Sonnenschirme reihen sich in ihren bunten Farben den Hüten an. Es sind mitunter recht grelle Exemplare in rothen, grünen, schottischen und persischen Farben vertreten, neben den einfachen, soliden Farben in schwarz, crème, blau, changeant Seide u. A. m. die mit Spitzenvolants, Stidereien, Puffen aus Seidengaze, Tüll oder dergl. garnirt sind.

Von Handschuhen gelten den seidenen und Zwirnbandhandschuhen in hell und Mittelfarbe, den gelben waschledernen noch immer die hellen Glacés mit dunklen Steppnähten als die kleidsamsten Strasshandschuhe.

In Schnitt und Nachart der Kleider hat die Mode uns auch für diese Saison wenig Neues gebracht. Die Fagon der — für die Straße natürlich fuffreien — Röde lehnt sich, wie schon im Winter, mehr und mehr der Mode von 1830 an: oben enganliegend, unten weit, doch hat die Weite sich bis auf 3/4 Meter verringert. Etwas weiter werden nur die sogenannten tailor made Röde aus Cove-Coat, drap foulé oder anderem stärkerem Stoff geschnitten, weil diese keine Fuffuren als Besatz haben, sondern nur mehrmals abgestrept oder mit

Soutachirungen verzerrt werden. Reizend sind, besonders für junge Mädchen, die ganz plissirten Röde aus feinem Wollstoff mit dazu passender Taille.

Bei den Kleidern aus Wäschstoffen und ebenso auch bei leichten Seidenkleidern aus Foulard, Bengaline und dergleichen wählt man vorzugsweise Besatz aus gezogenen Stoff, Spitzen oder Crèpechiffon-Rüschen, die rings um den Saum des Rockes gehend oder schürzenartig an dessen Mitte aufgesetzt, sich ganz schmal an der Taille wiederholen.

Ganz breite Volants vom Stoff des Kleides, mit schmalen Spitzen als Abschluß drei- oder viermal um den Rock gelegt, bilden, namentlich bei Wäschkleidern, einen hübschen Ausputz. Auch diese Mode ist, wie so manche andere, recht alt. „Das habe ich in meiner Jugend ja auch getragen,“ meint manches Großmütterchen beim Durchblättern der neuesten Modezeitungen und Rabbi Ben Akiba könnte seinen vielzitierten Ausspruch hier mit größerem Recht anbringen, als irgendwo sonst.

Auch in der Fagon der Tailen ist keine wesentliche Aenderung zu bemerken. Die Aermel sind noch etwas enger geworden und neigen sich mehr den Paletotärmeln zu. An der Hand hin und wieder in Schweben endend, zeigen sie an der Schulter die schon im Frühjahr moderne Garnitur aus Volants, Blüßes oder Schmetterlingsgarnitur. Zu Wäschkleidern wählt man die sogenannten „Dufetärmel“; dies sind lange Puffärmel, die am Handgelenk in einer schmalen, durch Gummiband gehaltenen Stoff, oder Spitzenfrisur enden. Beliebt sind auch ganz glatte Aermel mit kleinem Puff oben, der ebenfalls durch Gummiband gehalten wird; beide Arten sind am bequemsten zu waschen.

Im Uebrigen ist auch die sonstige Nachart der Tailen einfach. In leichteren Wäschstoffen werden die Borderteile oft mit kleinen Querfalten oder linksseitigem Abschluß in Volants z. verzerrt. Die meisten Tailen sind blousenartig, mit einem breiten Gürtel aus Seide, Sammet, Metall oder Leder abschließend. Tailen aus festerem Wollstoff sind eng anliegend, mit kleinem ringsumgehenden Schoof oder Frackhooch versehen, gearbeitet und zeigen noch immer viele Soutachirungen oder große Metallknöpfe als Besatz.

Bei leichteren Seidenkleidern, bei denen man besonders Stidereien in Perlen, Baisletten, Spitzenvolants oder Band als Besatz bevorzugt, ist gleichfalls die Blousenfagon vorherrschend. Ja, die Blouse! Sie hat ein zähes Dasein. Wie oft hat man ihr schon das „Schwanenlied“ gesungen, aber immer taucht sie in verzüngter Frische wieder auf. Das Praktische und Bequeme läßt sich eben nicht so leicht wieder aus der lieb gewordenen Gewohnheit verdrängen. In dieser Saison hat sie sich ihr Terrain vollständig wieder erobert; sie herrscht bei der Salon-, Haus- und namentlich bei der Strassentoilette. Man fertigt sie allen möglichen, den verschiedenen Zwecken jeweils entsprechenden Stoffen an. Als Garnitur ist besonders der Seitenschluß aus Volants, Spitzen oder Band sehr beliebt. Diese linksseitige Tailengarnitur ist überhaupt sehr kleidsam für schlanke sowohl, als auch für starke Damen.

Den Capes ergeht es ähnlich wie den Blousen; man wollte ihnen den Aufpaß geben, aber Frau Mode war nicht damit einverstanden und brachte sie, wenn auch in etwas veränderter Form, zurück: für ältere Damen als hinten anschließende Umhänge, für jüngere als kleine Schultertrager. Die Umhänge werden entweder aus feinem schwarzen Wollstoff mit ringsumgehender Rüsche aus Seidengaze, oder für die heißen Tage aus gesticktem Grenadinestoff, auch wohl aus brochtem Tüll, auf schwarzem Taffet gearbeitet. Sie haben, gleich den kleinen Schultertrager, die ebenfalls aus Seide, Tüll und Spitzen angefertigt sind, einen hübschen Abschluß oben am Hals in einer vollen Rüsche, die in vorne herabfallender, langer Bandschleife endet.

Für kühlere Tage, die ja im Sommer nie ausbleiben, stehen den jungen Damen reizende, hellfarbige Jäckets in reicher Auswahl zur Verfügung. Möge ihnen hier, wie auf allen anderen Gebieten der Toilettefragen, die Wahl nicht zur Qual werden.

Allerlei.

Merkwürdige Aufklärungen über die Beschaffenheit eines Theils des weiblichen Dienstpersonals in der ungarischen Hauptstadt giebt ein „höherer Polizeibeamter“ in einer Aufschrift an den Wiener Lloyd, der, durch seine Leser veranlaßt, mit der Dienstboten-Würde in Pest sich neuzeitlich eingehender befaßt. Die Hausfrauen klagen über Dienstmägde, die bereits in der ersten Stunde ihres Dienstes kündigen, gewöhnlich Schaden anrichten, den einen oder anderen Gegenstand mitgehen heißen, grob und gewaltthätig sind u. s. w. Man sucht die Ursache dieses Uebelstandes hauptsächlich in der Einrichtung der privaten Dienstbotenvermittlung, die ein Interesse daran hat, möglichst häufigen Wechsel des Dienstpersonals und damit eine Steigerung ihres Einkommens aus der häufigeren Vermittelung zu bewirken. Nun aber kommt der Polizeibeamte mit seiner Aufklärung, die gewiß nicht geeignet ist, die geängstigten Frauen sonderlich zu beruhigen. Nach ihm rekrutiren sich die dienenden oder vielmehr nachdienenden Strichvögel aus drei Kategorien: 1. Geheimen Prostituirten, die sich der polizeilichen Controle entziehen wollen, 2. notorischen Diebinnen

der Diebstahlerinnen, die nur zu dem Zweck für einige Zeit einen Dienst aufnehmen, um zu stehlen oder die Gelegenheiten zur Verübung größerer Diebstähle auszunutzen, 3. Personen, welche Gelegenheitsmädchen als Agentinnen dienen und junge Frauen verlocken sollen, ihrem Toilettefonds durch galante Spaziergänge in die geheimen Quartiere der Heliwelt aufzuhelfen. Die ungarische Großstadt hat also ihre Annehmlichkeiten, von denen so manche brave Provinzlerin sich nicht träumen läßt.

Ueber den Aufenthalt des Königs von Siam auf Ceylon wird der „Kön. Volksztg.“ aus Bombay geschrieben: „Der König, der sich ja jetzt in Europa befindet, begab sich bei seiner Ankunft in Ceylon nebst seinen vier Brüdern mit Sonderzug nach der Bergstadt Randu, der alten Hauptstadt der Insel, nach dem Sitze des Oberpriesters Buddha's. In dieser Stadt befindet sich im Tempel Buddha's ein Bild dieses Gottes der Buddhisten; diesen zu sehen und sein Gebet vor diesem zu verrichten, war der König von Siam, nebst seinen vier Söhnen und Gefolge, gekommen. Die Stadt hatte sich zu seinem Empfange vorbereitet, um den buddhistischen Monarchen würdig zu empfangen. Von Queens Hotel, woselbst Zimmer für ihn bestellt waren, bis zum Tempel war die Straße mit rothem Tuch belegt, die sämtlichen buddhistischen Priester waren in ihrem Schmuck erschienen, gegen fünfhundert Mönche des Buddha waren um den Tempel aufmarschirt. Der König wurde, am Tempel angekommen, vom Oberpriester, welcher unter einer Baldachin stand, empfangen; ein anderer, der Vorsteher der Mönche, trat hervor und begann eine Anrede an den König, doch bald sah man, daß diese Rede den König langweilte; der Mönch schloß deshalb, und nun begab sich der König in den großen Tempel. Laut Programm sollte der König sich zum Schranke, in welchem der Bild Buddha's aufbewahrt wird, begeben, diesen in die Hand nehmen, einmal im Tempel herum und dann wieder zurück an seinen Platz tragen. Vorher wurden dem König wertvolle Geschenke überreicht, ein aus Gold gearbeiteter Baum, ein Baum aus Silber, verschiedene sehr alte, heilige Bücher und eine etwa 180 Fuß lange Pergamentrolle, beschrieben mit der Lebensgeschichte Buddha's. Der König legte seinerseits eine Anzahl wertvoller Geschenke nieder. Doch als er sich nun zum Bilde Buddha's begeben wollte, erlaubten es die Oberpriester nicht, weil seine, des Königs Hand nicht heilig sei. Der König bückte sich kurz um und verließ sofort den Tempel, sandte dann alle Geschenke zurück und verlangte die seinigen wieder. Dann verließ er Randu und begab sich nach Colombo, woselbst sein Schiff im Hafen auf ihn und sein Gefolge wartete.“

Heiteres vom Tage. Eben darum! Sie (in der Zeitung lesend): „Schrecklich! Da hat ein armer Mensch Selbstmord begangen, weil ein junges Mädchen seine Hand zurückgewiesen.“ Er: „Nun, da hat er ganz recht gehandelt.“ Sie: „Recht gehandelt? Unfinn! Wie leicht hätte sie doch noch ihre Meinung gewechselt.“ Er: „Eben darum.“ — Denunzte Gelegenheit. Medner (in einer politischen Versammlung): „Wenn ich mir erlaube, meine Herren, ebenfalls meinen Senf auszugeben, so geschieht das in dem Bewußtsein, daß derselbe anerkannt der beste und in allen Krämerläden für fünf Cents die Büchse zu haben ist. Im Uebrigen.“ — Erkennt. Herr Z.: „Ich habe nicht viel von langen Verlobungen. Ich lernte meine Frau etwas über einen Monat, ehe ich sie heirathete, kennen.“ Herr D.: „Und ich lernte meine erst kennen, nachdem ich einen Monat mit ihr verheirathet war.“ — Der Schmerz ist kurz. Klara: „Was soll ich Ihnen vorlesen, Jod? Jod: „Haben Sie vielleicht ein Lied mit einem Refrain?“ Klara: „Jawohl!“ Jod: „Ach, dann singen Sie bitte den Refrain!“ — Es geht doch nicht...! Art: „Nun zeig mal Deine Zunge, mein Junge...! Na, nur richtig raus damit! Hörs! Du!“ Junger Patient: „Ich kann nicht weiter, hinten sitzt sie ja fest.“ — Theorie und Praxis. Arthur: „Ich habe die Wahl zwischen einem armen Mädchen, das ich liebe, und einer reichen Witwe, die ich nicht liebe. Welche rätst Du mir zu nehmen, Friz?“ Friz: „Die Liebe ist das Ziel des Lebens. Ohne Herz bedeutet alles Andere nichts. Die Liebe macht die Armuth zum Reichtum, die Erde zum Himmel.“ Arthur: „Genug, ich werde das arme Mädchen nehmen, das ich liebe!“ Friz: „Bravo, gut gesprochen. Bei Gelegenheit kannst Du mir wohl die Adresse der Witwe geben, die Du nicht lieb hast.“ — Liebenswürdig. Walldame (zu ihrem Länger): „Mein Gott, ich habe eine Haarnadel verloren und nun wird mir wahr-scheinlich das Haar über die Schulter herunter fallen.“ Herr Dämlich: „D, ich hebe es Ihnen schon vom Boden auf, mein Fräulein.“

Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Der neue spannende Roman von Hermann Heiberg „Leiden einer Frau“ mit Original-Illustrationen wird in dem uns vorliegenden 5. Hefte der so schnell beliebt gewordenen und den Lesersitzeln eingereichten Familien-Zeitschrift „Am deutschen Herd“ beendet. Aus dem reichen Inhalt des Blattes heben wir außerdem hervor: „Nach Hause.“ Erzählung von C. Gnade. (Fortf.) „Briefe eines deutschen Entomologen.“ Herausgegeben von Rud. Braune; mit Illustrationen.

Verantwortl. Redakteur: Alfred Sebeling. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

„Der Unheimliche.“ Erzählung von A. M. v. Markovics. Ein schwacher Augenblick. Novelle von Julius Böttcher. „Nachfolger.“ Roman von Julius Weil. „Kottlingbrunn.“ Von Blanca v. Gündel und vieles Andere. Ernste und humorvolle Gedichte nebst Sprichwörtern, Witz, Spielen und Denksaufgaben. Die Kunst ist außer durch die zahlreichen Holzschnitte im Text vertreten durch die Blätter: Werner Behme, „Der erste Gang zur Schule“; A. Thamm, „Ein Frühlingsmorgen“; C. von Stetten, „Im Maien“; W. Menzler, „Jugendliebe“; C. Naumann, „Am Schachbrett“ u. A.

— Durch die überwältigenden Ereignisse und Errungenschaften der Jahre 1870/71 ist der deutsch-dänische Krieg von 1864 um den Besitz von Schleswig-Holstein ganz in den Hintergrund getreten. Sehr mit Unrecht! Denn in diesem Feldzug hatten die deutschen Waffen nach langer Ruhe Gelegenheit, auf ihre Wucht und Schneidigkeit geprüft zu werden. Ein anschauliches Bild des Krieges, des Lagerlebens, vor Allem des Sturmes der Düppeler Schanzen am 18. April 1864 entwirft uns ein im Verlage von Stephan Geibel in Altenburg soeben erschienen Buch des bekannten und beliebten Schriftstellers Wilhelm Röldeken, dessen Name ja einen ausgezeichneten Ruf als Erzähler hat. Das Buch betitelt sich: „Bei der Schwertprobe.“ Der Verfasser machte den Feldzug als junger Militärarzt bei der Magdeburgischen Artilleriebrigade Nr. 4 mit. Die Schilderungen der Kriegsvorbereitungen, des Marsches, der Belagerung von Düppel, des Sturmes der Düppeler Schanzen sind äußerst interessant und spannend, denn Röldeken ist ein trefflicher Erzähler, dem der Humor eben so zu Gebote steht, wie die tiefe und ernste Auffassung der Ereignisse. Das Buch sei bei seinem billigen Preise (3 Mark elegant gebunden) allen Vaterlandsfreunden, alten Kriegern und ganz besonders der deutschen Jugend warm empfohlen. Es ist eine gesunde Lektüre und ein gutes Geschenkbuch.

— Das Juni-Heft von Velhagen u. Klafings Monatsheften bringt aus Anlaß des sechzigjährigen Regierungsjubiläums der Königin Viktoria von England, das bekanntlich am 20. Juni in Großbritannien und seinen Kolonien unter lebhafter Theilnahme der gesamten Bevölkerung begangen werden wird, einen sehr interessanten reich illustrierten Artikel: „Königin Viktoria von England und ihr Hof“ von Lady Ellenheraffet. Lady Ellenheraffet, eine geborene Gräfin Leyden, kennt das geistige und soziale Leben Englands aus dem Grunde, und man läßt sich mit lebhaftem Interesse von ihr erzählen, wie das Leben einer Fürstin verlief, unter deren langer, gegenständlicher Regierung England einen Aufschwung nahm, dem sich in der neueren Geschichte kaum etwas Ähnliches an die Seite setzen läßt. Zeitgemäß ist auch ein anderer illustrierter Artikel, der ebenfalls an ein Jubiläum anknüpft, der Aufsatz: „Die Zoologische Station zu Neapel“ von Professor Dr. Hiegl. Es sind neuer fünfundsiebzig Jahre vergangen, seit Geheimrath Dorn die zoologische Station in Neapel, die für das Studium der Naturwissenschaften die größte Bedeutung erlangt hat, begründete. — Eine sehr beachtenswerte Neuerung scheint es uns zu sein, daß jedes Heft jetzt auch ein paar nichtillustrirte Artikel veröffentlicht. Die Redaktion hat sich dadurch die Möglichkeit geschaffen, auch Aufsätze zu bringen, die einer Illustration weder bedürfen noch eine solche vertragen würden, und manchem Leser ist es gewiß auch lieb, mitunter nur den Verfasser zu sich reden zu lassen. In diesem Heft spricht sich Professor Anton von Werner in sehr interessanter Weise über das heutige Ausstellungsweien aus. In einem anderen Artikel erzählt Dr. Max Bannert: „Vom Pariser Theaterwesen unserer Tage.“ In einem dritten giebt Professor Max Lehmann-Göttingen ein überaus interessantes Lebensbild von „Gneisenau.“

— Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mittheilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Herausgegeben von G. Meinecke, Redakteur der deutschen Kolonialzeitung. X. Jahrgang. Das Jahr 1897, Heft 1. Preis komplett 6 M. Berlin W. 10, Deutscher Kolonialverlag. Das Jahrbuch, welches nunmehr im zehnten Jahrgange erscheint, bringt wieder einige für die Weiterbildung der deutschen Kolonialbewegung sehr werthvolle Artikel. Der Erbauer der Wambara-Eisenbahn, der Eisenbahn-Bauinspektor Bernhard, giebt einige sehr werthvolle Hinweise für den Bau von Eisenbahnen in Afrika überhaupt, während Graf Joachim Pfeil die in dem neunten Jahrgange angefangene Studien über die Frage der Verbreitung der Deutschen in den Kolonien vollendet. Ram der Verfasser in der früheren Arbeit zu der Ueberzeugung, daß Südwestafrika sich wegen seiner Beschaffenheit nicht zur Anlage einer größeren Verbreiter-Kolonie eigne, so tritt er als genauer Kenner des in Rede stehenden Gebietes nunmehr für die Deportation nach dem Bismarck-Archipel ein und für eine Aufhebung des ihr entgegenstehenden Vertrages mit England. Ueber die Landesaufnahme von Deutsch-Südwestafrika stellt Premier-Lieutenant Maerker einen vollständigen Arbeitsplan auf, welcher die trigonometrischen Vorarbeiten, die topographische Aufnahme, die Kataster-Arbeiten, Organisation u. s. w. anführt. Auch Südwestafrika wird in den Kreis der Betrachtungen hineingezogen. Diese Arbeit hat um deswillen eine besondere Bedeutung, weil der Verfasser, der zum großen Generalstab kommandirt ist, als Leiter der Vermessungs-Expedition des nördlich von Bangani gelegenen Plantagen-Gebietes designirt war.